

Norman bestellt zwei Pumpen, dazu Kanülen. Das Heroin hat er selbst dabei. Die Mitarbeiterin der Frankfurter Drogenhilfe schiebt ihm eine Nierenschale über die Theke, darin liegt sauberes Spritzbesteck. Dann betritt Norman den Konsumraum im Eastside, Europas größter Drogenhilfeeinrichtung, gelegen zwischen dem Main und den großen Industrieunternehmen im Frankfurter Osten. Seit 30 Jahren dürfen Süchtige hier ihren Stoff konsumieren, damals war das Eastside die erste Einrichtung dieser Art. In dem alten Industriegebäude aus Backstein setzten sich damals Heroinabhängige zum Drücken in die gekachelten Duschcabines, die noch aus der Zeit übrig waren, in der hier aus Kohle Gas gemacht wurde. Heute wohnen Süchtige im Eastside, arbeiten in Werkstätten und in der Wäscherei, sitzen im Café, lassen sich von Sozialarbeitern beraten – und nehmen Drogen.

Norman, in dessen Welt man keine Nachnamen verwendet, geht zum Waschbecken. Hände waschen ist Pflicht. Dann setzt er sich an einen Tisch und bereitet seinen Schuss vor: Ascorbinsäure, Wasser und Heroin aufkochen, aufziehen, Arm abbinden, Vene suchen. Norman ist einer von etwa 165.000 Opioidabhängigen in Deutschland. Über einen Spiegel an der Wand beobachtet ihn die Mitarbeiterin des Druckraums. So kann sie sehen, wenn sich seine Gesichtsfarbe verändert, wenn er zusammenbricht. In dem Fall sind sie und eine Kollegin in Sekunden da. Sie sind in erster Hilfe geschult, speziell in Rauschgiftnotfällen. Die kamen schon häufiger vor. Gestorben ist in einem Druckraum jedoch noch nie ein Abhängiger.

Mit geschulten Ersthelfern sinkt die Wahrscheinlichkeit, an einer Überdosis zu sterben, mit frischem Spritzbesteck die, sich mit HIV und Hepatitis zu infizieren. Das ist das größte Pfund der Konsumräume: Seit es sie gibt, ist die Zahl der Drogentoten gesunken. 1991 starben in Frankfurt 147 Menschen an Rauschgift – nach der Einrichtung des Eastside im Jahr 1994 fiel diese Zahl im Folgejahr auf 61. Mit der Eröffnung des Eastside beschritt Frankfurt völlig neue Wege in der Drogenpolitik. Seit 1989 kombinierte die Stadt verschiedene Maßnahmen zur Repression, Überlebenshilfe und Prävention. Die Stadt nennt das den „Frankfurter Weg“. Kritiker bemängeln, dass Druckräume den Konsum illegaler Drogen erleichtern, obwohl ihr Besitz und Erwerb strafrechtlich zu verfolgen sind. Nicht erst seit die britische „Sun“ vor der Europameisterschaft vorm „Zombieland“ voller Junkies und Dealer im Frankfurter Bahnhofsviertel warnte, halten sie den „Frankfurter Weg“ für gescheitert. Doch das ist höchstens die halbe Wahrheit.

Bevor es die Druckräume gab, war die Lage viel schlimmer. In den Achtzigern hatte Frankfurt eine der größten offenen Drogenszenen in Deutschland. Heroin flutete damals die Straßen. Die Taunusanlage – ein Grünstreifen zwischen den Bankentürmen der Frankfurter City – war berüchtigt. Mittendrin damals: Mario. Er ist ein Veteran, einer von denen, die die Szene überlebt haben. Mario war schon obdachlos, hat mal im Eastside gelebt, hat das Heroin im Substitutionsprogramm eine Weile mit Methadon ersetzt und ist dann ausgestiegen, denn: „Erst kontrolliert dich das Zeug, dann kontrollieren die dich mit der Methadonvergabe. Aber ich will einfach mein eigenes Ding machen.“

Heute sitzt Mario in der Cafeteria des Eastside. Er ist gerade wieder dort eingezogen, nachdem er aus dem betreuten Wohnen geflogen ist. „Das war so einsam da, ein totes Haus. Und dann hab ich mit Trinken angefangen“, erklärt er. Jetzt also wieder Eastside: ein Bett in einem Zweierzimmer – „der Kollege ist in Ordnung“ –, ein Spind, seine Bekannten. Tagsüber putzt Mario manchmal, dafür gibt es ein paar Cent. Abends muss er sich „was klinken“, eine Pille einwerfen, um schlafen zu können. Um das Bahnhofsviertel macht er einen Bogen, wenn es geht: „Da sind nur Ripper und Scheiße.“ Das Eastside, so glaubt er, ist seine letzte Station im Leben. „Das ist mein letztes Ding. Wenn du hier stirbst, fängst du nicht an zu stinken.“ Er lacht. Aber er meint es ernst: Alles, was er braucht, gibt es im Eastside. Gespräche, sein Bett, aber auch Drogen.

Dass die im Eastside nicht nur konsumiert, sondern auch gekauft werden können, ist nicht Teil des Konzepts. Aber es lässt sich nicht verhindern. Alexander Reinhard, der den Wohnbereich der Drogenhilfeeinrichtung leitet, sagt dazu: „Wo Nachfrage ist, gibt es auch Angebot.“

Lange bevor es das Café und die einfachen Metallbetten in dem Industriebau am Main gab, hing Mario mit seinen Freunden auf der Taunusanlage ab, die Klamotten kaputt, die Körper auch, und drückte. Auf leeren Coladosen kochten sie das Heroin auf, spritzten es sich in Arme und Beine und flogen davon.

Wenn Mario heute, mit 64 Jahren, davon erzählt, wie er in den Achtzigern in der offenen Szene zu Hause war, kann er sich im ersten Moment nicht sofort erinnern, wie es dazu gekommen ist. Sein Haar schaut halblang unter einer Kappe hervor, sein Gesicht ist zerfurcht, ein bisschen tiefer, als man das für einen Mittsechziger erwarten würde. Mario fährt mit der Hand über ein paar Bartstoppeln am Kinn. Dann fällt es ihm wieder ein: „Das waren die Kurden.“ In seiner Nachbarschaft habe ein Café gegeben, in dem irgendwann Heroin verteilt wurde. Anfangs kostenlos, nach ein paar



Unter Beobachtung: Im Druckraum des Eastside im Frankfurter Osten bereitet Norman sein Heroin vor. Eine Mitarbeiterin der Drogenhilfe beaufsichtigt den Konsum.

Wochen sollte er plötzlich für den Rausch bezahlen. Da war Mario schon drauf.

Etwa 1200 Schwerstabhängige konsumierten damals wie er in der Öffentlichkeit, zu jeder Tages- und Nachtzeit. Sie lungerten in der Grünanlage herum, dealten, rauchten, tranken, schliefen und torkelten umher, und alle paar Tage starb jemand an einer Überdosis. Wer zu Boden sank, dem wurden die Taschen noch ausgeräumt, bevor das Herz stehen geblieben war. Einer, der das beobachtet hat, ist Wolfgang Barth. Er ist Sozialarbeiter und geht bis heute durch die Straßen rund um den Frankfurter Hauptbahnhof, um Süchtige anzusprechen, ihnen Hilfe anzubieten, sie in die Einrichtungen der Drogenhilfe zu holen. Damals sprintete er oft zur nächsten Telefonzelle, um einen Rettungswagen zu holen. Handys gab es noch nicht.

Barth beschreibt die damalige Lage als unerträglich. Die Menschen vegetierten in der Öffentlichkeit vor sich hin. Da in Frankfurt alle Drogen immer verfügbar waren, kamen auch Abhängige aus dem Umland in die Stadt, wie er erzählt. „Es war ein enormes Problem. Keiner hatte den Anspruch, es in den Griff zu bekommen. Aber die Stadt Frankfurt und das Land Hessen wollten zumindest einen ersten Schritt gehen“, sagt Barth. Also setzten sich Politiker, Polizei und Staatsanwälte an einen Tisch. „Das waren die richtigen Personen zur richtigen Zeit am richtigen Ort“, meint er. Man wog Repression und Überlebenshilfe, Prävention und Beratung gegeneinander ab. „Die Polizei war bereit, zwischen Straftätern und Hilfsbedürftigen zu unterscheiden.“ Ohne diese Zusammenarbeit hätte sich die Situation nicht ändern lassen; davon ist der Sozialarbeiter überzeugt.

Heraus kam der „Frankfurter Weg“. Die Abhängigen sollten Räume und Hilfe bekommen, aber die offene Szene mit den vielen verwahrlosten Gestalten zwischen den strahlenden Bankentürmen sollte dafür verdrängt werden. Schon im November 1989 hatte die erste Drogenhilfeeinrichtung der Stadt geöffnet: der Drogennotdienst, in einem heruntergekommenen ehemaligen Bordell, nahe dem Hauptbahnhof. Konsumiert werden durfte dort nicht, aber es gab eine Ärztin, eine Beratung und Notschlafbetten. Die Polizei bereitete sich unterdessen auf die Räumung der Taunusanlage vor. 1992 vertrieben die Beamten die Abhängigen in einem Großbeinsatz.

Im selben Jahr richtete die Stadt Substitutionsambulanz ein. Süchtige konnte sich Methadon verschreiben lassen. Der Stoff lindert die Entzugssymptome von Heroinabhängigen – und macht selbst abhängig. Trotzdem ist er für viele Süchtige eine enorme Erleichterung, sagt Alexander Reinhard aus dem Eastside: Sie schafften es so, aus ihrem „24-Stunden-Job“ auszusteigen: Geld besorgen, Drogen besorgen, Drogen nehmen und von vorn.

1992 öffnete auch das Eastside, zunächst noch ohne Konsumraum. Die Lage war schwierig, wie Barth erzählt: „Wir hatten das Problem jetzt im Haus.“ In den Einrichtungen konsumierten die Leute nun unerlaubterweise auf den Toiletten, in den Treppenhäusern. Die Stadt entwickelte den „Frankfurter Weg“ also weiter: Man reiste in die Schweiz, um die „Fixerstübl“ anzuschauen. Ein ähnliches Konzept brachten die Politiker zurück

Mario raucht Steinsche

Seit 30 Jahren erlaubt Frankfurt Abhängigen, in Druckräumen Rauschgift zu konsumieren. Hat das die Lage verbessert? Von Theresa Weiß, Frankfurt. Fotos Lucas Bäuml



Neues Zuhause: Mario vor seinem Bett im Eastside



In Ruhe: Nahe der Cafeteria erholen sich Besucher des Eastside auf Liegen.

nach Deutschland. Die Frankfurter Staatsanwaltschaft signalisierte, den Konsum in den Druckräumen nicht zu verfolgen.

Als der erste Konsumraum zwei Jahre darauf in den alten gekachelten Duschcabines der Kohlearbeiter öffnete, wurde er rege genutzt. Die Zahl der Drogentoten sank weiter, und neue Druckräume entstanden, auch in anderen deutschen Großstädten. Zusätzlich wurde in Frankfurt, wieder nach Schweizer Vorbild, die Straßensozialarbeit ausgebaut – um Hilfe anzubieten und Süchtige zugleich aus dem öffentlichen Raum zu verdrängen.

Seither hat sich viel getan in Frankfurt, auch im Eastside. Die denkmalgeschützten Duschcabines sind nun die Kleiderkammer. Gedrückt und geraucht wird längst in einem anderen Raum. Dort stehen moderne Desinfektionsgeräte, und mit einem Computer wird jeder Konsumvorgang erfasst für die Statistik. Die zeigt: Immer weniger Besucher spritzen Heroin. Auch Mario sagt, dass er keines mehr nehme. „Viel zu lang, das Zeug“, sagt er. Er meint, dass der Stoff, der auf den Straßen erhältlich ist, nur einen Reinheitsgrad von etwa neun bis 13 Prozent hat. Der Rest kann alles Mögliche sein, Milchpulver zum Beispiel. Mario ist umgestiegen. Er raucht nun Crack, „Steinsche“ nennt er die Droge aus aufgekochtem Kokain fast liebevoll mit seinem weichen hessischen Zungenschlag. Im Konsumraum war er schon lange nicht mehr. Den braucht es dafür nicht, sagt er. Crack raucht man schnell, in wenigen Sekunden. Viele Konsumenten sitzen darum auf der Straße oder wie Mario in einer versteckten Ecke im Eastside, wenn sie an ihren Crackpfeifen ziehen.

Die offene Drogenszene ist damit wieder sichtbarer im Stadtbild geworden. Zum Leidwesen der Anwohner im Frankfurter Bahnhofsviertel. Dort hält sich der Großteil der Szene auf. Und viele stören sich an den Abhängigen, die in Hauseingängen, vor Ladengeschäften oder auf Bürgersteigen sitzen. Die Stadt versucht, darauf zu reagieren. In den Druckräumen werden immer mehr Rauchplätze geschaffen – doch weil ein „Stein“ so viel schneller inhaliert als eine Spritze in die Vene gesetzt ist, konsumieren die Abhängigen Crack oft auf der Straße, wo sie es gekauft haben. Warten, bis ein Rauchplatz frei ist, will keiner. Der Suchtdruck ist zu hoch.

Bernd Wersé leitet an der Frankfurt University of Applied Sciences das Institut für Suchtforschung. Seit mehr als 20 Jahren forscht er zu Rauschgift und hat die Szene durch regelmäßige Erhebungen gut im Blick. Die Druckräume hält er für sinnvoll: „Konsumräume spielen unbestritten eine wichtige Rolle bei der Vermeidung von Todesfällen.“ Gleichzeitig nehme ihre Bedeutung mit dem Rückgang des intravenösen Konsums ab. Dass Crack in Frankfurt zur vorherrschenden Droge wird, zeichne sich schon länger ab, sagt er. Etwa 1997 gingen Heroin- und Crackszene ineinander auf. Schon 2002 zeigte die damalige „Szenestudie“, eine Befragung von Schwerstabhängigen, dass der Anteil derer, die innerhalb der vergangenen 24 Stunden Crack konsumiert hatten, bei 80 Prozent lag.

Die bestehenden Angebote passen da nicht immer. Während Heroinabhängige einen ruhigen Ort brauchen, um ihre Venen zu finden, und danach betäubt sind, benötigen Crackkonsumenten meist nur ein Feuerzeug. Sie sind nach dem Rauchen aktiv, unruhig, voller Tatendrang.

Der „Frankfurter Weg“ muss sich also wieder einmal weiterentwickeln. So sieht es auch Gabi Becker. Sie leitet die Integrative Drogenhilfe, einen der Träger in Frankfurt, der Konsumräume wie das Eastside betreibt. An den Konsumräumen will Becker auf jeden Fall festhalten. „Die sind eine Erfolgsstory“, sagt sie. Es wundere sie, dass andere Kommunen keine einrichteten. Denn von den 119 Drogentoten, die es im vergangenen Jahr in Hessen gab, entfielen nur 19 auf Frankfurt. Und wieder einmal: keiner davon in einem Konsumraum. Für Becker ist klar: „Frankfurt hat gute Politik gemacht.“

Das sehen nicht alle so. Ärger über die im Bahnhofsviertel herrschenden Zustände ist Dauerthema in der Stadt. Verantwortlich für diesen Zustand, sagt Wersé vom Institut für Suchtforschung, sei irgendwie auch der „Frankfurter Weg“. „Damals, Anfang der Neunziger, war der ‚Frankfurter Weg‘ definitiv der richtige Weg, um das große Elend in der Taunusanlage anzugehen“, sagte Wersé. Doch ein Effekt der Verdrängung aus dem Grünstreifen und hin zu den Drogenhilfeeinrichtungen im Bahnhofsviertel sei eben auch, dass die Szene sich noch stärker konzentriert habe. Die Hoffnung, dass sich das Gros der Szene ins östliche Industriegebiet, zum Eastside, verlegen würde, hat sich nicht erfüllt.

Inzwischen gibt es in Deutschland 32 Drogenkonsumräume. Gleichmäßig verteilt sind sie nicht; in Hamburg und Frankfurt gibt es je vier, in Berlin zehn, in Bayern keinen einzigen. Die dortige Landesregierung glaubt nicht daran, dass Druckräume ein Gewinn sein können. Sie verweist auf die Rechtslage, will keine Orte dulden, an denen erlaubt ist, was sonst verboten ist, kurz: keine rechtsfreien Räume.

Dirk Schaeffer, Referent für Drogen von der Aids-Hilfe, weist dieses Argument zurück: „Es gibt kein Angebot, was so reglementiert ist wie diese Einrichtungen. Mehr Kontrolle kann man nicht erlangen, als wenn der Konsum in diesen Räumen stattfindet.“ Seiner Meinung nach sprechen die Zahlen eine deutliche Sprache: Bayern liegt bei der absoluten Zahl der Drogentoten regelmäßig in der Spitzengruppe. 2022 starben im Freistaat zum Beispiel 277 Menschen an Rauschgift; in Hessen waren es im gleichen Jahr 97.

Konsumräume fehlen auch in acht weiteren Ländern, etwa in Rheinland-Pfalz oder den ostdeutschen Bundesländern. Die Drogenszenen unterscheiden sich regional aber kaum – es gebe sie in Dortmund wie Leipzig, in München wie Köln, sagt Schaeffer. In Sachsen-Anhalt werde zwar mehr Crystal Meth konsumiert und eher selten Opiate, in Bayern dafür mehr Synthetisches, das über die Grenze zur Tschechischen Republik komme. Doch Hilfe brauchten alle Süchtigen. „Es darf nicht davon abhängen, ob ich in Hamburg oder in Nürnberg lebe, welche Hilfe ich bekomme“, sagt Schaeffer.

Wo es Druckräume gibt, werden sie genutzt: Nach den Daten der Erhebung „Drogenkonsumräume Deutschland 2023“ fanden im Jahr 2023 in 29 dieser Einrichtungen etwa 650.000 Konsumvorgänge statt. Mehr als 1700-mal am Tag wurde dort also gedrückt, geschneift, geraucht. 650 Notfälle gab es auch, aber: keinen Todesfall. Insgesamt starben 2023 jedoch 1900 Menschen in Deutschland an Rauschgift. Es sind diejenigen, die sich in öffentlichen Toiletten, in Parks, in Parkhäusern Spritzen setzen oder Pillen nehmen. Und unbemerkt umkippen.

Rund um die Konsumräume entsteht dagegen ein eigener kleiner Kosmos – mit Hilfsstrukturen, aber durch die stete Nachfrage eben auch mit Nachschub an Rauschgift. Menschen aus Bundesländern ohne Druckräume oder aus dem Umland reisen daher immer wieder dorthin, in die Herzen der Szene – zum Beispiel nach Frankfurt. Die dortigen Einrichtungen versorgen sie dann mit. Stadtpolitiker fordern daher immer wieder mal, die sogenannten „Auswärtigen“ abzuweisen. Doch Gabi Becker sagt, sie wolle niemandem die Tür des Druckraums vor der Nase zuschlagen. Wenn sie es täte, würde derjenige ohnehin nur auf der Straße konsumieren. Das Bahnhofsviertel werde so jedenfalls nicht sicherer oder sauberer. Das könnte es nach dieser Lesart nur werden, wenn die Szene sich besser verteilte, indem benachbarte Städte und Bundesländer dem „Frankfurter Weg“ folgen und selbst Konsumräume einrichten. Das erscheint unwahrscheinlich – nicht nur, weil die für Crack ohnehin weniger geeignet sind.

Auflösen lässt sich die Suchtkrankenszene jedenfalls nicht. Der Forscher Wersé sagt, Abhängige erleben die Sucht als bessere Alternative. So sieht es auch Alexander Reinhard, der bei seiner Arbeit im Eastside jeden Tag Opioidabhängige beobachtet. Er sagt: „Die wollen, dass der Schmerz aufhört. Die wollen mal für ein paar Stunden nicht darüber nachdenken müssen, dass sie aus einer zerstörten Familie kommen und morgens in einem Vierbettzimmer aufwachen.“ Auch andere Sozialarbeiter machen sich keine Illusionen. Wolfgang Barth etwa spricht im Zusammenhang mit seiner Arbeit nicht gern von Erfolg. „Ich war früher Sportler, und habe mich da gefreut, wenn ich beim Marathon ins Ziel gelaufen bin, aber etwas Vergleichbares gibt es nicht in der Drogenszene.“ Seine Arbeit lasse sich nicht daran messen, wie viele Menschen zum Beispiel abstinent geworden seien. Wenn ein Abhängiger ihn grüße und sich für ein Gespräch bedanke, sei das schon viel.